

Südseegesichten [Fortsetzung]

Autor(en): **London, Jack**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 39

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-645523>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ben, sind wir hier bei 837 Meter über Meer an den Rand der syrischen Wüste gelangt.

Amman ist ein von mohammedanischen Auswanderern aus dem Kaukasus und von Arabern bewohntes Fischerstädtchen. Schöne Ruinen im Innern des lebhaften Städtchens und das ausgedehnte Trümmerfeld der Hochstadt von Philadelphia auf dem nördlichen der umliegenden Hügel zeugen von einer großen Vergangenheit. Sie tritt noch am gleichen Abend vor unser Auge beim Besuch der Hochstadt, die wir sofort nach unserer Ankunft ersteigen. Dort errigten die ohne Mörtel gefügten, teilweise erhaltenen, mächtigen Umfassungsmauern, der am südlichen Rand noch fest dastehende Turm, die Ueberreste der Vorhalle eines Tempels, im Westen die Ruine der Sassanidenburg mit gut erhaltenen Seitentüppeln und geschmackvollen Ornamenten, die zuäuserst nordwestlich gelegenen Reste eines Kastells, viele mächtige Säulenstrünke, Ornamentstücke und andere Fragmente unsere Bewunderung, bis am feurig rot aufleuchtenden Abendhimmel die letzten farbenprächtigen Sonnenstrahlen verglommen und das rasch in Dunkelheit übergehende Zunachten begann. Sinnend gedachten wir beim Abstieg der herben Tragik, die aus dem Trümmerfeld der Akropolis von Philadelphia, aus den einsam in die neuen Zeiten ragenden Säulen, Colonnaden und sonstigen Bauwerken zu uns sprach. Es kam uns vor, wie wenn sich an den einstigen Prachtbauten so etwas wie „des Sängers Fluch“ erfüllt hätte. Was hingegen kein Fluch, nicht einmal der kräftigste Ostschweizerfluch aus der

Welt zu schaffen vermochte, das ist die Sangeslust unserer quakenden Mitgeschöpfe. Zauberten uns doch vom Rande des unweit unseres Hotels vorbeifließenden Baches bis in alle Nacht hinein zahllose Frösche Heimatklänge ins Ohr, die an Abwechslung und Tonfülle selbst das Geschnarche übertrafen, das mein verehrter, der Ruhe und Schweigsamkeit huldigende Herr Zimmerkollege bei unserer Einquartierung in ein Zweierzimmer so sehr zu befürchten schien.

Bis auf die Dasen, gebildet durch die fruchtbaren Hochebenen um Amman und die wasserreiche Talfentung, worin das Städtchen an seinem seit Jahrtausenden unerschüttert alles Leben beherrschenden Bache liegt, erblickt man statt „duftiger Gärten“ rings herum nur unfruchtbare Hügel und völlige Wüste. Die interessanten Ruinen gehören, gleich wie in den andern Städten der Decapolis, von welchem Städtebund auch im neuen Testament die Rede ist, verschiedenen Epochen an. Besonders schön sind diejenigen, die aus der römischen Kaiserzeit und aus der Zeit des Ptolemäus II. Philadelphus von Aegypten stammen, der die Stadt um 175 v. Chr. ausbaute und Philadelphia nannte. Früher hieß sie Rabbat-Ammon und war ehemals die Hauptstadt der Ammoniter. Hier spielte jene berühmte Erzählung vom Tode des ARIA, den David um der Bath-Seba willen mit dem verhängnisvollen Brief an den Feldherrn Joab schickte, der diese Stadt belagert und erobert hat (II. Sam. 11).

(Fortsetzung folgt.)

13

Sack London / Südfseegeschichten. (Copyright by Universitas DVAG, Berlin.)

Otoo, der Heide.

Das erstemal traf ich ihn in einem Orkan, und obgleich wir den Orkan auf demselben Schoner erlebten, bemerkte ich ihn erst, als das Schiff unter unsern Füßen zertrümmert war. Zweifellos hatte ich ihn mit der übrigen Kanakenbesatzung an Bord gesehen, aber seine Existenz war mir nicht zum Bewußtsein gekommen, denn die „Petite Jeanne“ war stark überfüllt. Außer ihren acht oder zehn Kanakematrosen, dem weißen Kapitän, Steuermann und Superkargo und ihren sechs Kajütpassagieren fuhr sie von Rangiroa mit ungefähr fünfundachtzig Deckpassagieren ab — Baumotern und Tahitianern, Männern, Frauen und Kindern, jeder mit einer Kiste, der Schlafmatten, Bettdecken und Kleiderbündel nicht zu gedenken.

Die Zeit der Perlenfischerei auf Paumotu war vorüber, und alles kehrte nach Tahiti zurück. Wir sechs Kajütpassagiere waren Perlenhändler. Zwei davon waren Amerikaner, einer war Ah Choon (der weißeste Chinese, den ich je gesehen habe), einer war Deutscher, einer polnischer Jude, und ich machte das halbe Dutzend voll.

Der Fang war vom Glück begünstigt gewesen. Nicht einer von uns hatte Grund zu klagen, ebensowenig einer von den fünfundachtzig Deckpassagieren. Alles war gut gegangen, und alle konnten einer ruhigen, angenehmen Zeit in Papeete entgegensehen.

Natürlich war die „Petite Jeanne“ überladen. Nur siebzehn Tonnen groß, hätte sie auch nicht ein Zehntel der Menge, die sie an Bord führte, aufnehmen dürfen. Unter ihren Luken war sie vollgepfropft bis an den Rand mit Perlmutter und Kopra. Selbst der Gepäckraum war damit vollgepackt. Es war ein Wunder, daß die Matrosen überhaupt arbeiten konnten. Auf Deck konnte man sich kaum bewegen.

Nachts traten sie auf die Schläfer, die das Deck wie ein Teppich bedeckten; sie lagen in zwei Schichten übereinander. Und dazu kamen noch Schweine und Hühner und Säcke mit Jams, während jede erdenkliche Stelle mit Girlanden von Kokosnüssen und Bananenbündeln bekränzt war. Auf beiden Seiten, zwischen Fock- und Großwant, hatte

man Bardunen ausgespannt, gerade so hoch, daß der Vormastbaum ausschwingen konnte, und an jeder dieser Bardunen hingen mindestens fünfzig Bananenbündel.

Die Ueberfahrt versprach nicht gerade angenehm zu werden, selbst wenn wir sie in den zwei oder drei Tagen machten, die man bei frischem Südostpassat brauchte. Aber er wehte nicht frisch. Nach den ersten fünf Stunden legte er sich mit einem Duzend fächelnden Atemzügen. Die Stille währte die ganze Nacht und den folgenden Tag. Es war eine dieser schimmernden glasklaren Stillen, bei denen der Gedanke allein, die Augen zu öffnen und sie zu sehen, schon Kopfschmerzen verursacht.

Am zweiten Tage starb ein Mann — ein Ostindulaner, einer der besten Lagumentauder des Jahres — an Poden, obgleich es unerklärlich war, wie Poden an Bord kommen konnten, da an Land, als wir Rangiroa verließen, kein Fall bekannt war. Aber es stimmte, es waren Poden, ein Mann tot und drei andre angesteckt.

Es war nichts dabei zu machen. Wir konnten die Kranken weder isolieren noch für sie sorgen. Wir waren zusammengestaut wie die Sardinen. Man konnte nichts tun als sterben und verfaulen — das heißt nach der Nacht, die dem ersten Todesfall folgte. In dieser Nacht verschwanden der Steuermann, der polnische Jude und vier eingeborene Taucher mit dem großen Walboot. Man hörte nie wieder etwas von ihnen. Am Morgen ließ der Kapitän sofort die übrigen Boote anbohren, und da sahen wir nun.

Am diesem Tage gab es zwei Todesfälle, am nächsten Tage drei; dann sprang es auf acht. Es war ein merkwürdiger Anblick, wie wir uns dazu verhielten. Die Eingeborenen verfielen in einen Zustand dumpfen, schlaffen Entsetzens. Der Kapitän — er hieß Dudouze und war Franzose — wurde sehr nervös und redete viel. Er bekam geradezu nervöse Zudungen. Er war ein starker, fleischiger Mann, der mindestens zweihundert Pfund wog, und er wurde bald das getreue Bild eines zitternden geleeartigen Fettberges.

Der Deutsche, die beiden Amerikaner und ich kauften allen schottischen Whisky an Bord auf und waren andauernd betrunken. Die Theorie war prachtvoll: Wenn wir uns

beständig unter Alkohol hielten, so mußte jeder Bodenkeim, der mit uns in Berührung kam, sofort zu Schlacke verbrannt werden. Und die Theorie wirkte, obgleich ich gestehen muß, daß weder Kapitän Dudouze noch Ah Choon von der Krankheit ergriffen wurden. Der Franzose trank überhaupt nicht, während Ah Choon auf ein Glas täglich sich beschränkte.

Es war eine angenehme Zeit. Die Sonne näherte sich der nördlichen Deklination und stand uns direkt zu Häupten. Es gab keinen Wind, außer häufigen Böen, die mit Ungestüm fünf Minuten bis eine halbe Stunde wehten und uns mit Regen überschütteten. Nach jeder Bö kam die schreckliche Sonne wieder und zog Dampfvolken aus dem durchnähten Deck. Der Dampf war nicht schön. Es war der Dampf des Todes, mit Millionen und aber Millionen von Keimen gesättigt. Wenn wir ihn von den Toten und Sterbenden aufsteigen sahen, tranken wir immer noch einen und meistens noch zwei oder drei besonders steif gemischte dazu. Auch machten wir es zur Regel, ein Extraglas zu nehmen, sooft die Toten den uns umschwärmenden Haien überlassen wurden.

So lebten wir eine Woche, und dann ging uns der Whisky aus. Es war gut so, denn sonst wäre ich heute nicht mehr am Leben. Um das, was jetzt folgte, zu übersehen, mußte man nüchtern sein, wie man zugeben wird, wenn ich die kleine Tatsache erwähne, daß nur zwei Menschen es tatsächlich überstanden. Der andre war der Heide — so hörte ich wenigstens Kapitän Dudouze ihn nennen, als ich zuerst von seiner Existenz Kenntnis erhielt. Aber darauf komme ich später zurück.

Am Ende der Woche, als der Whisky ausgegangen und die Perlenhändler nüchtern geworden waren, warf ich zufällig einen Blick auf das Barometer, das in der gemeinamen Kajüte hing. Sein normaler Stand in Baumotu ist 29,90, und es schwankt gewöhnlich zwischen 29,85 und 30,00 oder sogar 30,05; aber was man jetzt sah: daß es auf 29,62 gefallen war, genügte, um den betrunkensten Perlenhändler, der je Bodenbazillen durch schottischen Whisky eingäihert hat, zu ernüchtern.

Ich lenkte Kapitän Dudouzes Aufmerksamkeit darauf, aber nur, um zu erfahren, daß er das Fallen bereits seit mehreren Stunden beobachtete. Es war wenig dabei zu tun, aber das wenige erledigte er in Anbetracht der Umstände sehr gut. Er zog die leichten Segel ein, reffte die andern, ließ Rettungsleinen ausspannen und wartete auf den Wind. Einen Fehler beging er erst, als der Wind da war. Er legte Backbord um, was südlich des Äquators richtig gewesen wäre, wenn — und hier lag der Hake im Pfeffer — wenn wir uns nicht direkt in der Bahn des Orkans befunden hätten.

Wir waren direkt darin. Ich konnte es am ständigen Wachsen des Windes und am ständigen Fallen des Barometers sehen. Ich wollte, daß der Kapitän wendete, mit dem Winde lief, bis das Barometer nicht mehr fiel, und dann beidrehte. Wir stritten uns darüber, bis er ganz rasend wurde, aber er wollte nicht nachgeben. Das schlimmste war, daß ich die andern Perlenhändler nicht auf meine Seite bringen konnte. Wer war ich denn, daß ich mehr von der See und ihren Tücken verstehen wollte als ein erfahrener Kapitän? Das war, wie ich wohl wußte, ihre Meinung.

Natürlich erhob sich mit dem Steigen des Sturmes ein entsetzlicher Seegang, und nie vergesse ich die drei ersten Seen, die die „Petite Jeanne“ übernahm. Sie war abgefallen, wie Schiffe manchmal tun, wenn sie beidreht haben, und die erste See legte eine glatte Bresche. Die Rettungsleinen halfen nur den Starken und Gesunden und nützten selbst denen nur wenig, denn Frauen und Kinder, Bananen und Kokosnüsse, Schweine und Reisefisten, Kranke und Sterbende wurden als eine kompakte schreiende und kreischende Masse fortgespült.

Die zweite See füllte das Deck der „Petite Jeanne“ bis an die Reling, und als ihr Achtersteven sank und ihr Bug sich zum Himmel hob, rutschte der ganze elende Wirrwarr von lebenden und toten Gegenständen nach achtern. Es war ein Malstrom von Menschen. Kopf oder Füße voran, seitwärts, sich überschlagend, windend, drehend, krümmend, zum Anäuel geballt, kamen sie. Hin und wieder faßte einer einen Pfosten oder ein Tau; aber das Gewicht der ihm folgenden Körper riß ihn wieder los.

Einen Mann sah ich, der mit dem Kopf gegen die Steuerbordreling geschleudert wurde. Sein Schädel zerbrach wie eine Eierschale. Ich sah, was kommen mußte, sprang auf das Kajütendach und von dort weiter in das Großsegel. Ah Choon und einer der Amerikaner verfolgten, mir zu folgen, aber ich war ihnen einen Sprung voran. Der Amerikaner wurde wie ein Stückchen Spreu über den Stern gespült. Ah Choon faßte eine Speiche vom Steuerbord und klammerte sich daran fest. Aber eine stämmige Baratonga-Bahine (Frau) — sie wog mindestens zweihundert- und fünfzig Pfund — tauchte hinter ihm auf und schlug ihren Arm um seinen Nacken. Er packte den Kanaken-Rudergänger mit dem andern Arm, und gerade in diesem Augenblick krenzte der Schoner nach Steuerbord.

Der Strom von Körpern und Wasser, der sich durch den Backbordgang zwischen Kajüte und Reling ergoß, machte ich kehrt und wälzte sich nach Steuerbord. Weg waren sie — Bahine, Ah Choon und der Rudergänger —, und ich schwöre darauf, daß Ah Choon mich mit philosophischer Gelassenheit angrinste, ehe er über die Reling ging und unterlief. Die dritte See — die größte von den dreien — richtete nicht so viel Schaden an. Als sie kam, war fast alles in der Tafelage. Auf Deck rollten vielleicht ein Dutzend keuchende, halbbetrunkene und halbbetäubte Wesen herum. Einige versuchten, sich kriechend in Sicherheit zu bringen. Sie gingen über Bord, ebenso die Trümmer der beiden noch übrigen Boote. Die andern Perlenhändler und ich selbst brachten etwa fünfzehn Frauen und Kinder in die Kajüte und schlossen die Luken. Letzten Endes half es den Ärmsten nicht viel.

Wind? Nach allem, was ich je erlebt hatte, hätte ich es nicht für möglich gehalten, daß es so wehen könnte, wie es tat. Es war unbeschreiblich. Wie kann man ein Chaos beschreiben? So war es mit dem Wind. Er zerrte uns die Kleider vom Körper. Wenn ich zerren sage, so meine ich es buchstäblich. Ich verlange nicht, daß man mir glaubt. Ich erzähle nur etwas, was ich gesehen und gefühlt habe. Es gibt Zeiten, da ich es selbst nicht glaube. Ich habe es überstanden, und das genügt. Man konnte dem Wind nicht lebend trotzen. Es war unerhört, und das Unerhörteste war, daß er immer noch wuchs und wuchs.

Stellt euch ungezählte Millionen, Billionen Tonnen Sand vor, denkt euch, daß dieser Sand mit einer Schnelligkeit von neunzig, hundert, hundertundzwanzig oder sonst einer beliebigen Zahl von Meilen die Stunde vorwärts rast. Denkt euch ferner, daß dieser Sand unsichtbar und unfassbar ist und doch das ganze Gewicht und die Dichte des Sandes besitzt. Stellt euch das vor und ihr habt eine schwache Ahnung, wie dieser Wind war.

Vielleicht ist Sand nicht der rechte Vergleich. Denkt ihn euch wie Schlamm, unsichtbar, unfassbar, und doch schwer wie Schlamm. Nein, es war noch schlimmer. Denkt, daß jedes Molekül eine ganze Schlammbank für sich ist. Dann versucht, euch den gesamten Druck dieser Schlammbänke vorzustellen. Nein, es übersteigt meine Kraft. Die Sprache mag genügen, um den gewöhnlichen Lebensbedingungen gerecht zu werden, aber sie kann unmöglich schildern, was bei einem so ungeheuren Orkan vorgeht. Am besten wäre ich bei meiner urprünglichen Absicht geblieben, eine Beschreibung gar nicht zu versuchen.

(Fortsetzung folgt.)